Die Rechnung ohne die Wirtin

Eine Erzählung von Walter Scheffler

„Frau Scharnach! Wer is hier dabei gewesen? Wer hat dies hier gemacht?" rief er am Abend in erschrockenem Tone durch seine weit aufgerissene Türe und hielt das fast fertige Kleidungsstück hoch in der Hand.

Frau Scharnach drehte sich auf ihrem Stuhle gelassen um und sah scheinbar verwundert nach ihm und seinem Rocke hin. „Na, wenn Sie's nich gemacht haben, denn haben's doch gewiß de Heinzelmännchen gemacht," meinte sie dann schmunzelnd.

„De Heinzelmännche? Hahah! Das Heinzelmännche kenn' ich!" grinste Nähmelke und besah die Nähte kopfschüttelnd von oben bis unten.

„Na, is nich gut?" fragte sie.

„Ebensogut, als ob ich's gemacht hätt'. Ich war ganz verdutzt," gestand er leise in aufrichtiger Bewunderung und zugleich im Bestreben, ihr eine Genugtuung für die herbe Abweisung vom vorigen Abend zu geben.

„Na, sehn se! Und gestern hatten se solche Angst, daß ich's Ihnen verpfuschte. Ich war ordentlich beleidigt und hab' de Nacht nich schlafen können vor Aerger."

„Ich auch nich, Frau Scharnach!" flüsterte Nähmelke in frommem Staunen ob dieser wundersamen Seelenharmonie.

„Na na, sein se man nich weiter bös auf mich; ich dank' Ihnen auch schön. Nu kann ich den Rock morgen schon abliefern," lächelte er gelinde und zog sich in seine Stube zurück.

Sie aber folgte ihm nach nicht zu langer Zeit und brachte ein Likörfläschchen nebst Gläschen mit. „Nu woll'n wir uns wieder hübsch vertragen und das gute Verhältnis gleich ein bißche begießen," sprach sie gütig und schenkte ihm ein Schnäpschen ein. „Trinken se man! Is e feines Schnäpsche, den hat mir meine Schwägerin aus Berlin zum Geburtstag geschickt. Ich trink' ja sonst nich, bloß wenn mal Festtag is, wie heute."

So tranken sie denn in Eintracht und Ehrbarkeit jeder ein Schnäpschen aus demselben Glase, und Nähmelke hielt mit dem Lob des feinen Likörs nicht zurück in der Hoffnung, dafür noch einen zu bekommen. Sie aber korkte die Flasche mit hoffnungsloser Festigkeit zu und sprach: „Ein andermal, wenn's wieder Feiertag is, trinken wir wieder einen!"

Trotzdem genoß Nähmelke diese Nacht einen sehr schönen Schlummer.

Er mochte ihr es fortan nicht mehr wehren, daß sie ihm hie und da hilfreiche Hand leistete und ward ihrer munteren Gesellschaft während seiner Schneiderstunden mehr und mehr gewöhnt. Sie aber ließ sie ihm nur in Abständen von zwei bis drei Tagen zuteil werden. Dadurch unbeschadet wuchs ihre Vertrautheit von Tag zu Tag. Bald wußten sie über ihre gegenseitigen Verhältnisse und Lebensanschauungen genau Bescheid wie langjährige Freunde. Von Nähmelke gab's allerdings nicht viel zu wissen, aber die Hauptsache, daß er eifrig spare, hatte er seiner Wirtin arglos verraten. Ueber die Höhe seines Vermögens ließ er sich freilich auch vor ihr nicht aus, und sie hütete sich wohl, ihm mit einer direkten Frage zunahe zu treten. Sie hatte rasch ersehen, daß sein innerstes Wesen und damit auch sein Vertrauen zu ihr in dem unberührten Alleinbesitz dieses seines Geheimnisses wurzelten. Erst mußte er gewöhnt werden, sich in allen anderen Dingen restlos auf sie zu verlassen, sich vertrauend an sie anzuschmiegen, eh' man an dieser eigensten Stütze seines Wesens rütteln durfte, ohne Gefahr, daß er nach kurzem Hin- und Herwedeln doch wieder nach ihr hinkippen und sich noch fester auf sie versteifen werde, nur mißtrauisch gemacht gegen alle weiteren Annäherungsversuche.

Die pfiffige Witwe war nun bestrebt, ihrem Nähmelke das Essen so lecker als möglich zuzubereiten und überreichlich zuzumessen, so daß er, bisher ein Hungerkünstler aus Sparsamkeit, bald einen sehr gesättigten Eindruck machte und zu fett geworden wäre, hätte er sich nicht durch seine ruhelose Wirksamkeit bei Tag und Nacht das überflüssige Fett immer schnell weggearbeitet. Wenn er dann mal stutzig wurde und, kopfschüttelnd auf seinen Teller blickend, ausrief: „Aber Frau Scharnach, was machen se da! Ich bin das einfachste Essen gewöhnt, dies is für mich viel zu fein und zu teuer!" dann klopfte sie ihm beruhigend auf die Schulter und sprach mit süßem Lächeln: „Essen se man, essen se man, ruhig ohne Sorgen, damit se Kraft behalten für ihre viele Arbeit. Das is alles für einen Preis! Mir is 's e Ehr und e Vergnügen, so'n anständigen, fleißigen Menschen wie Sie hübsch auszufüttern." — Natürlich sorgte sie auch dafür, daß stets eine erfreuliche Uebereinstimmung in ihren beiderseitigen Gedanken und Anschauungen zutage trat, so daß unser Nähmelke bald nicht mehr wußte, ob dieser und jener große und pfiffige Gedanke übers Leben und über die beste Methode, es glücklich durchzuschwimmen — Maximen, die er ihr manchmal stolz und mit listigem Augenzwinkern als sein kabbalistisches Geheimwissen preisgab —, ob solche Ideen nun überhaupt sein ureigenstes, geistiges Eigentum wären, oder ob so zu kalkulieren nicht allgemein gebräuchlich und ganz selbstverständlich sei. Das mußte ihn verdrießen, denn er war bisher recht stolz auf seine Originalität gewesen und heimlich zehrten nun diese kleinen Enttäuschungen an seinem Selbstbewußtsein und seiner inneren Sicherheit. So mußte auch dies den Eroberungsplan der tapferen Witwe an Gedeihen fördern, obgleich sie eine derartige Wirkung ihres Mauschenkosens nicht vorberechnet hatte. Ein deutlicheres Unbehagen schlich sich in Nähmelkes Seele, wenn er sich vergangene Zeiten vergegenwärtigte, da er allein mit sich gelebt, sich an seinem Geheimnis still erbaut und an der Zinsberechnung das dürre Herz gewärmt hatte. War er da nicht glücklicher, sicherer gewesen? Doch schon mit dem nächsten Mahl, von Frau Scharnachs treuer Hand liebevoll zubereitet und serviert, versanken derlei bange Stimmungen im Wohlgefühl seines Magens. Mit durstigen Fasern hatte sich seine bisher mißhandelte Natur an die nächste Nahrung, das bequeme Wohlleben zu billigen Preisen, bereits festgesogen, und jeder neue Zug aus der fließenden Quelle wirkte betäubend.

Die eifrige Witwe hatte indes sich immer fester in ihren Eroberungsplan verbissen und war in seiner Durchführung immer skrupelloser geworden. Was wollte sie denn auch Schlimmeres, als diesem musterhaften Jüngling in seinem klugen Streben nach Kräften beistehen und im Notfalle ihn in seiner ahnungslosen Unschuld mit ihrer reifen Erfahrung vor der bösen Welt decken! Daß er sich von der Notwendigkeit solchen nahen Beistands so leicht nicht werde überzeugen lassen, das hatte sie aus seinen Aeußerungen wohl herausgerechnet, nun, dann mußte er eben mit List zu seinem Heile hingeführt werden. Wenn dabei auch für sie ein wenig Glück abfiel — nun, war das nicht wohlverdient? Aber wenn sie dann mit solchen Erwägungen ihr stilles Treiben vor ihren Augen geheiligt hatte, ergingen sich ihre Träume in allerlei schönen Zukunftsgärten, die sie mit dem Gelde anlegen wollte, das sie mit Heinrich Nähmelke zugleich gewinnen würde. Und sie mochte es sich selbst nicht eingestehen, daß ihr sein Geld mit der Verheißung eines schöneren Lebensabends immer mehr erhöhte als der flaue langweilig grinsende Schneidergeselle selbst. Sie hatte ein mühselig Leben hinter sich, aber ein noch recht begehrliches Herz. Nun hätte sie endlich doch auch gar zu gern gewußt, wie hoch sich sein Erspartes eigentlich beziffre, ob es nach Hunderten oder gar nach Tausenden zähle.

Nachdem sie ihn also eine Zeitlang hübsch warm eingemuitert, kam sie eines Abends mit einem Kartenspiel in der Hand zu ihm in die Stube.

„Heut' komm' ich als Kartenlegersche, ich muß Ihnen doch auch mal de Karten legen! In meiner Jugend hab' ich's schon gekonnt, und hat meist alles gestimmt, was ich für mich und für andere rausgefunden hab'. Der Mensch will doch auch gern mal wissen, wie's in seiner Zukunft aussieht!"

Nähmelke hatte in letzter Zeit wenig mehr an seine Zukunft gedacht, hatte sie über der guten Gegenwart vergessen. Was sollte er auch? Seine Zukunft lag sicher auf der Sparkasse und verschönte sich da um 100 M. und mehr pro Quartal. Aber zum Spaß willigte er gern in das Kartenlegen ein und rief mutwillig: „Na denn man los, Frau Scharnach!"

Frau Scharnach haschte, ließ ihn abheben und begann mit feierlicher Miene die Karten in vier Reihen auf seinem Bügeltisch auszulegen. Kaum hatte sie einen forschenden Blick auf das Ganze geworfen, so rief sie „herrjeh!", schlug die Hände zusammen und starrte Nähmelke mit großen Augen bewundernd an.

„Herrjeh, Herr Nähmelke, seh'n se bloß mal! Geld, Geld, nichts als Geld um se rum, Geld vorne, Geld hinten! Es müssen an de Zehntausende sein!"

„Na, na —" lachte Nähmelke belustigt, „so weit bin ich doch noch nich."

„'s kommt aber, 's kommt bald so weit, wenn's jetzt auch man erst e paar Tausende sind!" rief sie dagegen und sah ihn lauernd an.

„Wie wissen se denn das?" fragte er erschrocken und stierte sie an.

„Seh'n se! Das kann ich alles aus de Karten rauslesen," sprach sie lächelnd. „Das, was vor Ihrer Kart' liegt, das kommt noch, das, was dahinter liegt, is schon da."

Nähmelke fluchte im stillen den Karten, die ihm sein Geheimnis entrissen, aber diese ihre düstere Macht und der Witwe dunkle Augen, die jetzt so seltsam funkelten, zwangen ihn in einen Schauerbann, und in seinem Herzen regte sich ein wunderlich neugieriges Gelüst.

„Was steht denn da noch mehr für mich in'n Karten?" fragte er schüchtern und ließ seine Arbeit völlig ruhen.

„Da steht, soviel einer sehen kann, für Sie Glück, nichts als Glück!" prophezeite sie weiter. „Alles um Sie rum is rot, nichts Schwarzes is daneben. Sie werden Ihr Ziel auf jeden Fall und ohne Schwierigkeit erreichen, das is ganz sicher! Is ja schließlich auch kein Wunder, wenn so'n strebsamer, ordentlicher Mensch zu was kommt!" fügte sie hinzu.

„Wär das erste getroffen, so wird auch das zweite stimmen," sagte sich Nähmelke und wandte sich wieder fröhlich seiner Arbeit zu.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Luftschiffahrt Aus dem Bordbuch eines Luftschiffers. Die Doppelüberquerung des Kanals durch einen deutschen Ballon gehört zu einer der interessantesten Leistungen, die in den Annalen der Luftschiffahrt bisher überhaupt zu verzeichnen gewesen sind. Eine solche Tat ist zwar einmal durch den Engländer Rolls auf einem Aeroplan, aber noch niemals von einem Ballon vollbracht worden. Die Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt veröffentlicht jetzt das gesamte Bordbuch, das der Führer des dabei beteiligten Luftschiffs, Ingenieur Gericke, während der Fahrt geführt hat, und dadurch wird der Leser in die Lage versetzt, den gesamten Flug nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern meist von 10 zu 10 Minuten genau zu verfolgen. Wir sehen das Luftschiff von Essen am 5. Juni 7 Minuten vor 7 Uhr abends mit 25 Kilogramm Ballast abfahren und finden es nach 4 Minuten schon in einer Höhe von 400 Metern und nach weiteren 9 Minuten in 600 Metern mit einer Fahrgeschwindigkeit von 60 Kilometern pro Stunde. So geht das Bordbuch weiter, indem es nacheinander den Land- oder Meeresteil, über dem der Ballon schwebt, die Zeit, die Höhe, den Ort, die Lufttemperatur, den noch an Bord befindlichen Ballast, die Feuchtigkeit, die etwaige Bedienung des Ventils und schließlich einzelne Beobachtungen verzeichnet. Unter den Einzelbeobachtungen finden sich solche über die Helligkeit, die Windgeschwindigkeit, besondere Wahrnehmungen, z. B. erleuchtete Gebäude, Leuchtfeuer, hörbares Rauschen des Meeres, Geräusche von Ortschaften, Benennungen des [illegible] Eigentum.

Um den Inhalt dieses zwar als Lokale erscheinenden, aber dennoch eine fesselnde Lektüre bietenden Bordbuches etwas genauer zu verfolgen, so wurde nach noch nicht einstündiger Fahrt die holländische Grenze überschritten. Ueber holländischem Gebiet hielt sich der Ballon dann etwa 1½ Stunde bei einer dauernden Fahrgeschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde auf. Die Höhe schwankte etwas um 600 Meter. Die Feuchtigkeit stieg langsam, erreichte aber erst bei der nun folgenden Fahrt über belgisches Land den Taupunkt, d. h. einen Betrag von 100 v. H. Die Fahrt über Belgien nahm rund 3½ Stunde in Anspruch. Hier entschied sich das Schicksal der Fahrt. Nachdem kurz vor Mitternacht der Ballon mitten über die Stadt Brügge gelangt war und der Wind in der Höhe von 400 Metern eine genaue westliche Richtung behielt, sah sich der Führer vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt, da er durch diese Luftströmung gerade auf das offene Meer getrieben und befürchten mußte, die englische Küste zu verfehlen. Er warf infolgedessen Ballast aus und ließ den Ballon bis 600 Meter aufsteigen, weil er glaubte, in dieser größeren Höhe einen mehr nördlich gerichteten Wind anzutreffen. In dieser Erwartung hatte er sich wirklich nicht getäuscht und konnte somit hoffen, über den Kanal hinweg nach der englischen Küste zu gelangen. Die Fahrt über das Meer, das 20 Minuten vor 1 Uhr morgens erreicht wurde, dauerte im ganzen etwa 2 Stunden, denn kurz vor 3 Uhr wurde der Strand der englischen Küste bei Margate deutlich sichtbar. Der Ballon befand sich nun über Wolken, so daß eine Ortsbestimmung nicht möglich war, weil die Aussicht nach der Erde hin verdeckt blieb.

Der Führer gedachte jetzt England zu überqueren, die Irische See zu überfliegen und dann in Irland zu landen. Die Fahrtrichtung hatte sich aber nach westlicher in südwestlicher Richtung geändert. Da er sich im Vertrauen auf die Stetigkeit der Windrichtung zu einem Schlummerstündchen niedergelegt und seinem Begleiter die Führung überlassen hatte, bemerkte er diesen gefährlichen Wechsel erst dann, als sich das Rauschen des Meeres von neuem ankündigte. Glücklich gelang es durch Ziehen des Ventils, aus dem Nebel herauszukommen, und die Luftschiffer sahen sich bereits wieder über dem Meere schweben. Die Fahrtrichtung ging fast genau nach Süden, und zwar mit großer Geschwindigkeit. Immerhin konnte man danach erwarten, wieder nach dem Festland zu gelangen. Um aber sicher zu gehen, wurde nun das Schlepptau ausgelegt und es begann eine prachtvolle Schleppfahrt dicht über das Meer, wobei sich der Ballon nur 75 Meter über dem Wasser befand. Die Temperatur war von 16 auf 11 Grad gesunken. Auch unter Anwendung dieser Vorsichtsmaßregeln waren sich die Luftschiffer völlig bewußt, daß es jetzt um Leben und Tod ging.

Das Luftschiff hatte sich bald wieder so weit gehoben, daß das verhängnisvolle Schlepptau als unnütz eingezogen werden mußte. Zu der Gefahr des Aufenthaltes über einem Meeresteil kam noch starker Nebel und ein herannahendes Gewitter hinzu. Um 8 Uhr verzeichnet das Bordbuch die kurze Bemerkung: „Leuchtturm sichtbar, Land sichtbar, helle Küste", und man kann sich das Gefühl der Erleichterung vorstellen, das den Führer bei der Niederschrift dieses Vermerks befreit haben mag. Nun brauchte man nur das Schlepptau auszulegen. Es dauerte aber noch fast 4½ Stunde, bis der Ballon glatt und glücklich auf französischem Boden in der Normandie landen konnte. Das zeitweise Schleppen des Schlepptaus war namentlich deswegen geschehen, weil sonst die Küste verfehlt worden wäre. Im letzten Teil der Fahrt über Land hatte der Ballon einmal eine Höhe von 3000 Metern erreicht und dort einen westlichen Wind gefunden, während in den tieferen Luftschichten die nördliche Windrichtung anhielt. Bemerkenswert ist nach dem Bericht, daß in der größten Höhe von 3000 Metern die hohe Temperatur von 20 Grad herrschte. Aus diesen Mitteilungen läßt sich ersehen, wie viel sich aus einem gut geführten Bordbuch eines Luftschiffers ablesen läßt.

Gesundheitspflege Eine neue Theorie über eine alte Proletarierkrankheit. In verschiedenen Gegenden Ober- und Mittelitaliens herrscht eine auch in Rußland und Oesterreich nicht unbekannte Krankheit, die Pellagra, die fast alle Organe des Kranken angreift, aber hauptsächlich das Nervensystem und die Oberhaut mitnimmt. Ueber die Ursache der Pellagra ist viel gestritten worden, und man hat sie jahrelang als eine Krankheit der Unterernährung bezeichnet. In den sechziger Jahren wies dann Cesare Lombroso darauf hin, daß eine Beziehung zwischen Maisnahrung und Pellagra bestünde. Nach langen Kämpfen drang dieser Forscher mit seiner Auffassung durch, nach der nicht der Mais als solcher, sondern der verschimmelte Mais für die Krankheit verantwortlich zu machen wäre. Damit wurde die Pellagra als Vergiftung mit Toxinen angesehen, die sich in faulem Mais bildeten. Auf Grund dieser Auffassung wurden in zahllosen Landgemeinden Maisdörren errichtet, durch die das Schimmeln des Maises verhindert wurde. In der Tat machte sich ein bedeutender Rückgang, wenn nicht in der Ausbreitung, so doch in der Schwere der Krankheitserscheinungen geltend. An der Lombrososchen Theorie wird nun in letzter Zeit von verschiedenen Seiten gezweifelt. Auf der einen Seite haben italienische, russische und auch deutsche Pathologen experimentell nachzuweisen geglaubt, daß ausschließlich mit Mais genährte Kaninchen und Meerschweinchen in kurzer Zeit an Entkräftung sterben, gleichgültig ob der Mais verschimmelt oder nicht verschimmelt ist. Bei vorwiegender Maisnahrung erkrankten die Tiere an Haarausfall und Hautstörungen, die einige Analogie zu den Erscheinungen der menschlichen Pellagra zu bieten schienen. Danach wäre also nicht der verdorbene Mais, sondern der Mais überhaupt Ursache der Erkrankung. Von englischer Seite wird nun eine dritte Auffassung vertreten. Prof. Sambon vom Institut für tropische Medizin an der Londoner Universität war lange Zeit in Italien, um die von der Pellagra betroffenen Gegenden zu studieren. Er glaubt feststellen zu können, daß die Krankheit an bestimmte topographische Bedingungen gebunden ist, daß die Infektionsherde alle an Flußläufen liegen, und daß die Pellagra im Frühling und Herbst am häufigsten auftritt. Auf Grund dieser und anderer Beobachtungen glaubt sich Sambon zu der Annahme berechtigt, daß die Krankheit, ähnlich wie die Malaria, die Schlafkrankheit und das gelbe Fieber, durch Insekten übertragen wird. In einer winzig kleinen, Simulium genannten, Fliege, die sich massenhaft in allen von der Pellagra heimgesuchten Gegenden findet, meint der englische Forscher das Vehikel der Uebertragung entdeckt zu haben. Falls diese Auffassung den Tatsachen entspräche, müßte die ganze Pellagrabekämpfung von Grund aus umgestaltet werden. Die Frage ist also von außerordentlich großer praktischer Bedeutung. Im Jahre 1905 starben in Italien noch 2024 Personen an Pellagra, wobei noch zu bemerken ist, daß die Krankheit außerordentlich quälend ist, viele ihrer Opfer ins Irrenhaus bringt und nur in einer verhältnismäßig geringen Zahl der Fälle die direkte Ursache des Todes darstellt und als solche in der Statistik verzeichnet wird. Ueber die Zahl der Erkrankungen fehlt zuverlässiges Material. Am meisten betroffen sind Venetien und die Lombardei, dann die Emilia, Marken und Umbrien.

Verkehrswesen Ueber das Buch des Tages plaudert Paul Dehn in der Zeit des Reisens (München, Callwey):

Mit der Entwicklung des modernen Reiseverkehrs, mit der Ausgestaltung der Eisenbahn- und Dampfschiffsverbindungen ist auch der unentbehrliche Wegweiser dafür, das Kursbuch, angewachsen und von Jahr zu Jahr voluminöser geworden. Das erste Kursbuch der preußischen Postverwaltung erschien im Herbst 1850 und umfaßte im ganzen nur 128 Seiten, wovon nur 42 Seiten auf die Eisenbahnfahrpläne, dagegen 54 Seiten auf Postkurse, 6 Seiten auf Dampfschiffsfahrpläne usw. entfielen. Das neue Reichskursbuch, dem die meisten übrigen deutschen Kursbücher nachgebildet sind, bringt mehr als 1100 Seiten, Zahlen an Zahlen, Tabellen an Tabellen. Es ist ein sonderbares Labyrinth. Nur mühsam orientiert man sich darin mit Hilfe des umfangreichen Registers. Ach, wie viele Wege führen doch nach Stockholm, nach Paris, nach Rom, ach wie viele Eisenbahnstrecken gibt es schon in der Welt, Hunderte, Tausende. Und welches sind die schnellsten, die bequemsten und billigsten? Will jemand aber gar nach Marienbad oder nach Pontresina fahren, dann genügt es nicht, die großen durchgehenden Züge zu finden, die verhältnismäßig leicht zu ermitteln sind, sondern auch die Nebenbahnen, nicht zuletzt die Kleinbahnen mit ihren verwickelten und schwierigen, wenn auch gelegentlich gemütlichen Anschlüssen.

Von dem Studium des Kursbuches gilt das alte Wort: „Man lernt nie aus." Ist man durch viele Reisen genötigt, das Kursbuch häufig zu benutzen, so wird man es immer wieder zur Hand nehmen,

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19100720/10
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG